

VEREIN ZUR UNTERSTUETZUNG DES FORSCHUNGSZENTRUMS FUER GEBÄRDENSPRACHE

INFORMATIONSSHEFT NR 4: "Einfache Sprache"

von Regina Leven

Basel

September, 1985

Herausgegeben vom

VEREIN ZUR UNTERSTUETZUNG DES FORSCHUNGSZENTRUMS FUER GEBÄRDENSPRACHE

Sekretariat
Lerchenstrasse 56
CH-4059 Basel
Schweiz

September, 1985

Copyright © 1985 by Verein zur Unterstützung des Forschungszentrums für
Gebärdensprache. Zitate sind - auszugsweise und mit
Quellenangabe versehen - erlaubt.

Keine natürliche Sprache ist eine einfache Sprache. Konfrontiert man Linguisten mit dem Begriff "einfache Sprache", reagieren sie in der Regel äusserst überrascht, da es sich hierbei nicht um einen Sprachwissenschaftlichen Terminus handelt.

Die Vorstellung von "einfacher Sprache" scheint bei einigen Menschen unbedingt mit Gehörlosigkeit zu korrelieren. So findet man in der Literatur Aussagen, die mit dem simplen Terminus "einfach" nicht nur die Lautsprache Gehörloser glauben einschätzen zu können, sondern der Stempel "einfach" wird souverän - ohne eine sprachwissenschaftliche Untersuchung zur Ueberprüfbarkeit anzugeben - auch der Gebärdensprache aufgedrückt.

So liest man zum Beispiel bei Breiner (1976):

"Die Gebärdensprache ist konkret, anschaulich, nicht so abstrakt wie das Wort in der Lautsprache, ...sie bleibt in den Möglichkeiten ihrer Aussage einfach, wenig wandelbar und undifferenziert."

Es ist hier weder der Ort noch die Zeit, einen Gegenbeweis anzutreten.* Der bescheidene Anspruch ist, das Blickfeld vorschnell Urteilender zu erweitern. Dies soll durch den Vergleich der Gebärdensprache und ihrer Bedingungen mit anderen Minderheitssprachen geschehen.

* (Anm. des Herausgebers: Gegenbeweise finden Sie u.a. im Bericht des Forschungszentrums für Gebärdensprache, 1983, und im Informationsheft Nr. 1 des Vereins zur Unterstützung des Forschungszentrums für Gebärdensprache.)

In Anlehnung an Fischer (1978) soll eine kurze soziolinguistische Beschreibung einer Sprache, bzw. einer Sprachgemeinschaft gegeben werden, die hier der Einfachheit halber "Z" genannt wird.

"Z" wird nur von einer Minorität gesprochen. Die gesellschaftliche Standardsprache soll hier "D" genannt werden. Die Gruppe "D" hat mehr Macht; sie sieht auf "Z" herab und erklärt die Sprache "Z" für primitiv. Dieses Verhältnis spiegelt sich auch in der finanziellen Situation: In der Gruppe "D" gibt es mehr Reiche, während die Gruppe "Z" viele Mittellose hat. Ähnliches zeigt auch die berufliche Seite. In der Gruppe "D" ist es möglich, Firmenchef oder Bankangestellter zu sein. Dagegen sind Mitglieder der Gruppe "Z" eher Schneider, Schreiner, Schuhmacher, Automechaniker etc. von Beruf.

Die Situation in der Schule für "Z" sieht folgendermassen aus: Lehrer und Erzieher schmähen die Sprache "Z", sie wünschen deren Ausmerzung. Würde sich die Sprache "Z" in Nichts auflösen, fiel ihnen sicherlich ein Stein vom Herzen. Die Lehrer empfinden die Sprache "Z" als primitiv, ohne Grammatik, wie gebrochenes "D". Auch sagen sie, "Z" könne nur Konkretes ausdrücken, während es unmöglich sei, abstrakte und philosophische Themen in "Z" zu diskutieren. So blickt die Schule naserüpfend auf "Z" herab und verbietet die Sprache "Z" mit der Begründung, dass die Kinder von "Z" als Kommunikationsmittel abhängig würden, und es dann nicht mehr schafften, "D" zu erlernen. Trotz des Verbots unterhalten sich die Kinder draussen auf dem Schulhof in "Z". In früheren Zeiten wurden die Kinder je nach Beherrschung der Sprache "D" getrennt beschult.

Ein Grund für das Etikett "primitiv", mit dem die Sprache "Z" oft versehen wird, besteht darin, dass sie nur schwer in eine Schriftform gebracht werden kann. So bestehen z.B. bestimmte grammatikalische Aspekte von "Z" aus der Stimm-melodie, d.h. die Betonung ist essentiell für die Grammatik. In einigen Fällen wurde schon versucht, ein Transkript von "Z" zu erstellen, wobei die Betonung jedoch nicht notiert wurde. So nimmt es nicht wunder, dass "Z" wie gebrochenes "D" aussieht. Demzufolge gibt es auch kaum geschriebene Literatur, was die Gesellschaft wiederum zum Anlass nimmt, "Z" als primitiv zu bezeichnen.

Auffällig ist hier das geringe Interesse an mündlicher Literatur, während dem geschriebenen Wort viel Ehre erwiesen wird.

Seltsamerweise, obwohl die meisten in der Gesellschaft selbst nicht "Z" sprechen können, glauben sie doch, es sei eine einfache Angelegenheit, "Z" schnell zu erlernen. Wohnt aber jemand der Gruppe "D" einer sich unbeobachtet gewöhnlichen Konversation von "Z" bei, wird er sich schnell eines Besseren belehrt wissen.

Interessant ist, dass die Menschen, die "Z" gebrauchen, selbst auch glauben, "Z" sei primitiv. Diese Wahrnehmung resultiert möglicherweise aus der Verspottung, bzw. Geringschätzung von seiten der Majorität, wodurch Mitglieder der Gruppe "Z" sich und ihre Sprache abgewertet fühlen. So kommt es vor, dass sich jemand der Gruppe "Z" seiner Sprache schämt und, wenn er danach gefragt wird, leugnet, jemals "Z" zu sprechen. Scheinbar selbstverständlich hat sich bei einem Aufeinandertreffen immer "Z" an "D" anpassen. Vereinzelt gibt es auch den Fall, dass sich zwei Mitglieder der Gruppe "Z" unterhalten, und einer von ihnen - recht arrogant - mehr "D" spricht, und so den Eindruck erweckt, er sei intelligenter.

Diese Situation hat sich in den letzten Jahren langsam verändert. Die Sprache "Z" wird in ihrem Sprachcharakter anerkannt, einige Schulen akzeptieren und erlauben sie. Auch Literatur in "Z" taucht vereinzelt auf. Die Gruppe "Z" gewinnt an Stolz auf ihre eigene Sprache, sie setzt sich für ein Recht auf ihre eigene Sprache ein und ist bereit, dafür zu kämpfen. Seit neuestem sieht man "Z" auch schon in den Medien. Aber da die Sprache "Z" lange nur heimlich benutzt wurde, ist sie nicht einheitlich. Die Diskussion über ihre Grammatikalität endet schnell in einem Disput.

Diese Skizze bringt den Leser sicherlich schnell auf die Fährte der Gebärdensprache, obwohl es sich bei "Z" um HAWAIIISCH-KREOLISCH-ENGLISCH handelt.

Aus soziolinguistischer Sicht zeigt sich eine verblüffende Analogie zwischen Kreol- und Gebärdensprachen.

Bevor im Folgenden mögliche Erklärungen für diese Ähnlichkeit versucht werden, sollen einige Erläuterungen zu "Pidgin" und "Kreolisch" gegeben werden.

PIDGIN

Als Pidgin-Sprachen bezeichnet man "alle in eingeschränkten Situationen ausgebildeten Mischsprachen, die durch einfache Satzstrukturen und beschränkten Wortschatz gekennzeichnet sind". (Bussmann 1983)

Nach Hall (1966) ist ein Pidgin niemands erste Sprache. Die Syntax bleibt in gewisser Bandbreite zur Muttersprache. Das Vokabular der "Sprache der Macht" dient als lexikalische Basis für die Pidgin-Sprache. Diese findet seine Erklärung in dem Umstand, dass jeder Mensch zeitlebens neue Vokabeln hinzu lernt, selbst in seiner Muttersprache, während syntaktisches und phonologisches Lernen üblicherweise irgendwann in der Kindheit endet. Bickerton (1975) bezeichnet daher Pidginisierung als Zweitspracherwerb mit beschränktem Input.

Ein Pidgin dient dem Zweck einer begrenzten Interaktion, wie dies bei Handelsbeziehungen der Fall ist, in angemessener Weise.

KREOLISCH

Während ein Pidgin niemandes Muttersprache ist, stellt KREOLISCH eine Mischsprache dar, "die zur Muttersprache einer Bevölkerung geworden ist" (Wandruska 1981). Nach Bickerton handelt es sich bei einer Kreolisierung um Erstspracherwerb mit beschränktem Input. Es sind also die Kinder der Pidgin-Sprechenden, die das Kreolisch in die Welt heben. Hier sollte Lenneberg (1967) hinzugezogen werden, nach dem der Hauptunterschied zwischen dem Spracherwerb eines Kindes und dem eines Erwachsenen in dem Verlust der Fähigkeit seitens des Erwachsenen besteht, eine optimale Grammatik auf der Basis eines begrenzten Korpus an Beispielen zu konstruieren. Wandruska (1981) stellt fest: "Kreolsprachen sind Mischsprachen, aber keine Mischmaschsprachen. In ihnen verbinden sich die phonetischen, lexikalischen, grammatischen Formen und Strukturen verschiedener Sprachen. In dieser gegenseitigen Durchdringung von Strukturen unterschiedlicher Komplexität kommt es oft zu einer gegenseitigen Vereinfachung. Flexionsformen werden durch selbständige Funktionswörter ersetzt, Beziehungen durch einfache Aneinanderreihung der Wörter ausgedrückt... Diese gegenseitige Durchdringung heterogener Strukturen führt aber nicht nur zu einer allgemeinen instrumentalen Vereinfachung, sondern oft auch zu neuen originellen Lösungen".

Desweiteren plädiert Wandruska dafür, "Sprache als Polysystem zu verstehen und weist auf die Unbrauchbarkeit des bisherigen Systembegriffs für jede wirklichkeitsnahe Sprachwissenschaft hin. Die sprachliche Wirklichkeit verlange nach einer Theorie, die dem polysystematischen Charakter natürlicher Sprachen gerecht wird.

KREOLISCHE SPRACHEN UND GEBÄRDENSPRACHEN

Fischer (1978) hat sich mit der American Sign Language im Vergleich zu Kreolsprachen beschäftigt. Ihre Annahmen können aller Wahrscheinlichkeit nach auch auf andere Gebärdensprachen übertragen werden (vgl. Deuchar 1985).

Der Gedankengang Fischers sowie Deuchars, die Aehnlichkeiten zwischen kreolischen Sprachen und Gebärdensprachen betreffend, ist folgender: Wenn eine Sprache mehr als bloße Hilfssprache ist (vgl. Pidgin), wenn sie zur primären Sprache wird (vgl. Kreolisch), muss sie effizienter und expressiver werden.

Ist ein Kind nur beschränktem sprachlichen Input ausgesetzt, muss es annehmen - profan ausgedrückt -, dass an der Sprache mehr dran ist, als es selbst mitkriegt. Es wird also versuchen, die "richtige" Grammatik zu "erraten", und indem es dies tut, kreiert es eine Sprache, deren Grammatik bedeutend reicher und komplexer als die der Ausgangssprache ist. Hierbei spielt auch die besondere Sensitivität von Kindern für Intonation und Mimik eine Rolle.

Gehörlose Kinder hörender Eltern wachsen in einer ähnlichen soziolinguistischen Situation wie Kinder von Pidgin sprechenden Eltern auf. Nur zehn Prozent lernen die Gebärdensprache von ihren gehörlosen Eltern. Die restlichen lernen sie wiederum von diesen in der Schule und möglicherweise auch in eingeschränkter Masse von erwachsenen Hörenden, die eine Form lautsprachbegleitender Gebärden benutzen. Diese stellt für Hörende und Gehörlose eine Art Pidgin dar, das mit den Gebärden der Gebärdensprache der Wortanordnung der Lautsprache folgt. Diese Mischung besitzt weder die Redundanz der Lautsprache noch die der Gebärdensprache. Aus diesen degenerierten Daten bauen gehörlose Kinder eine andere Sprache auf, die ihren Bedürfnissen, sich schnell, leicht und rhetorisch auszudrücken, angemessener ist. Mit einem Minimum an Input von seiten der Erwachsenen werden sie zu kompetenten Sprechern der Gebärdensprache. Deuchar (1985) schlägt vor, dass die gemeinsamen Charakteristika verschiedener Gebärdensprachen und Kreolsprachen möglicherweise auf ein "Biogramm" für Sprache zurückzuführen seien.

Bibliographie

- BICKERTON, D., The Dynamics of a Creole System London: Oxford University Press 1975
- BREINER, H., Das Problem der Gebärdensprache HOERPAED 3/1976
- BUSSMAN, H., Lexikon der Sprachwissenschaft Krön 1983
- DEUCHAR, M., Implications of Sign Language Research for Linguistic Theory in Stokoe & Volterra (ed), Rome: Istituto di Psicologia CNR 1985
- FISCHER, S., Sign Language and Creoles in: Understanding Language through Sign Language Research, P Siple (ed), New York 1978
- HALL, R.A., Pidgin and Creole Languages Ithaca: Cornell Univ. Press 1966
- LENNEBERG, E., Biological Foundations of Language New York: Wiley 1967
- WANDRUSZKA, M., Die Mehrsprachigkeit des Menschen dtv, München 1981

